

Dahem is dahem

## **Predigt zum 4. Fastensonntag 2022 (Lk 15, 1-3.11-32)**

Wie oft hört man: „Dahem is dahem!“ Sprachwissenschaftler würden sagen: Das ist eine Tautologie. Da wird zweimal das Gleiche gesagt, ohne dass erklärt wird, worum es eigentlich geht.

„Dahem is dahem“ – da wird nichts erklärt, aber jeder spürt, was gemeint ist.

Wenn man vom Urlaub heimkommt, wieder auf den Wohnort zufährt, die Haustür aufsperrt – dann kommt oft dieser Satz mit einem dankbaren Seufzer über die Lippen: dahem ist dahem.

Dahem ist dahem, damit wird das Gefühl zum Ausdruck gebracht: Da gehöre ich hin. Da darf ich sein, wie ich bin. Da fühle ich mich wohl, Da kenne ich mich aus. Da kann ich mich fallen lassen.

Ich bin unsicher, ob der ältere Sohn im Gleichnis wirklich dieses Gefühl je hatte: dahem ist dahem. Er ist zwar immer daheim, sieht den Vater täglich, hat eigentlich alles, was er braucht, kennt die Äcker in- und auswendig. Aber er ist unzufrieden. Fühlt sich ausgenutzt oder gar als Arbeitstier missbraucht. Er ist vom Ort her daheim, aber vom Gefühl her doch nicht daheim.

Ganz anders der jüngere Sohn. Er lässt sich ausbezahlen, schneidet die Beziehungsfäden durch und haut von daheim ab. Es zieht ihn in die Fremde, weit weg von daheim. Aber er trägt das Heimatgefühl in sich. Als es ihm richtig dreckig geht und er nicht mehr weiter weiß, spürt er im Bauch: dahem ist dahem. Wär' ich nur wieder dort. Da hab ich eigentlich alles gehabt, aber ich hab's nicht geschätzt. Da haben es Menschen mit mir gut gemeint – und ich hab's gar nicht gemerkt. Da sind Menschen, denen fehle ich und die fehlen mir. Und die warten noch immer auf mich. Da gehöre ich hin.

Liebe Zuhörer, dahem is dahem, dieses Gefühl ist einem nicht automatisch gegeben. Dieser Schatz muss einem erst bewusst werden. Oft stellt sich dieses Gefühl ganz stark ein, wenn du in der Fremde weit weg von daheim bist oder wenn es dir dreckig geht. Dann spürst du im Bauch – wie der jüngere Sohn: Daheim ist dort, wo du immer hinkommen kannst, auch wenn du etwas ausgefressen hast.

### **Einleitung**

In den 60er und 70er Jahren waren Heimatlieder und Heimatromane nicht „in“ – zumindest bei den Akademikern. Die Nazizeit hatte den Heimatbegriff kaputt gemacht.

Inzwischen hat sich das Blatt gewendet: Da gibt es sogar ein Bundesministerium des Innern und für Heimat. Heimatprodukte stehen hoch im Kurs. Urlaub in der Heimat gewann während der Coronazeit neue Attraktivität.

Heimat ist auch das Thema in einem der bekanntesten Jesusgleichnisse.

*Pfarrer Stefan Mai*

## **Fürbitten**

Herr, unser Gott, höre du unsere Bitten, die wir dir heute vortragen:

- Für alle, die ihr Leben mit anderen vergleichen und glauben, schlechter dran zu sein ...
- Für alle, die sich benachteiligt fühlen und sich ganz schwertun mit Eifersucht und Neid ...
- Für alle, denen es schwerfällt, ihr eigenes Leben mit dankbaren Augen zu sehen ...
- Für alle, die niemanden abschreiben, auch wenn es aussichtslos erscheint ...
- Für alle, die das Gefühl der Heimat auch auf der Flucht noch in sich tragen ...
- Für unsere Toten, für die wir Frieden und Heimat bei dir erhoffen ...

## **Meditation nach der Kommunion**

Einmal saß ich bei einer Bahnfahrt neben einem jungen Mann, dem sichtlich etwas Schweres auf dem Herzen lastete. Schließlich rückte er dann auch damit heraus: Dass er ein entlassener Sträfling und jetzt auf der Fahrt nach Hause sei. Seine Verurteilung hatte Schande über seine Angehörigen gebracht, sie hatten ihn nie im Gefängnis besucht und auch nur ganz selten geschrieben. Er hoffte aber trotz allem, dass sie ihm verziehen hätten. Um es ihnen aber leichter zu machen, hatte er ihnen in einem Brief vorgeschlagen, sie sollten ihm ein Zeichen geben, an dem er, wenn der Zug an der kleinen Farm kurz vor der Stadt vorbeifuhr, sofort erkennen könne, wie sie zu ihm stünden. Hatten die Seinen ihm verziehen, so sollten sie in dem großen Apfelbaum an der Strecke ein weißes Band anbringen. Wenn sie ihn aber nicht wieder daheim haben wollten, sollten sie gar nichts tun, dann werde er im Zug bleiben und weiterfahren, weit weg – Gott weiß, wohin.

Als der Zug sich seiner Vaterstadt näherte, wurde seine Spannung so groß, dass er es nicht über sich brachte, aus dem Fenster zu schauen. Ein anderer Fahrgast tauschte den Platz mit ihm und versprach, auf den Apfelbaum zu achten.

Gleich darauf legte er dem jungen Sträfling die Hand auf den Arm. „Da ist er“, flüsterte er, und Tränen standen ihm plötzlich in den Augen, „alles in Ordnung. Der ganze Baum ist voller weißer Bänder.“ In diesem Augenblick schwand alle Bitternis, die sein Leben vergiftet hatte. „Mir war“, sagte der Mann später, „als hätt' ich ein Wunder miterlebt. Und vielleicht war's auch eines.“